Deutſche Schwänke.

Erzählt von Ph. Hoffmeiſter.

Illuſtrirt von W. Pfnff.

Z. 1814 865

Caſſel.

Druck und Verlag von Theodor Fiſcher.

1858.

Einen Beweis für den gesunden Kern des deutschen Volkes liefern seine Schwänke oder jene gemüthlichen Dichtungen, welche die Schwächen eines Standes oder einer Person mit Ergötzlichkeit schildern, ohne sie zugleich mit der ätzenden Lauge des Spottes und der Satyre zu geißeln. Das Städtewesen älterer Zeit bot namentlich zu diesen harmlosen Gebilden der Phantasie reichlichen Stoff, und man knüpfte sie an bestimmte Orte, wie man den Baum in die Erde pflanzt, wenn er grünen und blühen soll. So sind denn die deutschen Schwänke geblieben, und der Mund des Volkes hat sie von Geschlecht zu Geschlecht getragen. Krähwinkel, Wasungen, Schöppenstedt und Schwarzenborn sind gleichsam das leuchtende Viergestirn, ohne daß man genau bestimmen könnte, was dem einen angehört und was dem andern? Gehört haben wir diese Geschichten schon oft, aber im Bilde noch nicht gesehen und wir wissen es dem Künstler Dank, daß er uns schauen läßt, was uns so manchmal in der Erzählung erfreut. —

Kam einst ein Fremder in die Stadt, wurde liebreich empfangen und in zuvorkommender Weise mit allen Einrichtungen daselbst bekannt gemacht, so daß er sich bald überzeugte, das Gerücht habe nicht übertrieben, welches den Ort als den gebildetsten und glücklichsten pries. Darum überreichte er beim Scheiden der Rathsversammlung ein Ei mit folgenden Worten: „Manches habe ich erfahren und in vielen Ländern mich umgesehen, doch scheint mir keine Stadt des Ruhmes würdiger als diese, wo Alles vereint ist, was sich der gereifte Verstand zum irdischen Wohlsein wünschen kann. Ich sehe Eltern, welche sich bemühen die Kinder zur Weisheit und Tugend heranzubilden, eine Jugend, die nur danach trachtet, in die Fußstapfen ihrer Erzieher zu treten; Unterthanen, denen es Freude gewährt, die Anordnungen der Vorgesetzten auszuführen und eine Obrigkeit, welche kein anderes Ziel kennt, als das Glück Aller zu gründen. Wohin ich blicke, finde ich Wohlstand und Zufriedenheit, Thätigkeit und Ordnung; darum möge es mir vergönnt sein das Kostbarste, was ich besitze, den Vätern dieser Stadt als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit zu überliefern und das ist eben dieses Ei, dem an Seltenheit, Größe und merkwürdigen Eigenschaften nichts gleich kommen dürfte. Wird es vier Wochen lang mit reinem Herzen und edler Selbstverleugnung bebrütet, so entsteht daraus ein Pferd, das an Schönheit und Ausdauer selbst die Rosse Arabiens übertrifft."

Nachdem der Sprecher sich geziemend verneigt, legte er wirklich besagtes Kleinod auf den Tisch (hierzu die Abbildung) und schied von dem wärmsten Danke und den aufrichtigsten Segenswünschen begleitet aus der guten Stadt; und es blieb nun die Frage, wer durch Keuschheit der Gedanken und muthvolle Aufopfrung der würdigste sei, das große Werk zu vollbringen? An jedem andern Orte wäre das eine leichte Sache gewesen, da nothwendig alle Stimmen auf den Bürgermeister fallen mußten. Nicht so hier, wo der Geringste dieselben Verdienste besaß wie der Höchste, und die Bescheidenheit allen Tugenden des Oberhauptes noch die Krone aufsetzte. Darum entstand kein geringer Kampf und das Geschenk des Fremden schien zum Apfel der Eris werden zu wollen, weniger um ihn zu besitzen, als ihn von sich abzuwehren. Und am dritten Morgen, wo die Verwirrung den höchsten Grad erreichte, vernahmen die Bürger, welche gewohnt waren nur väterliche Ermahnungen von ihren Vorgesetzten zu hören, folgenden unabänderlichen Beschluß: „Jede Wahl ist untersagt, jegliches Urtheil in dieser Sache streng verboten. Der Bürgermeister übernimmt das Ei und unterzieht sich den schweren Pflichten, welche ihm dadurch auferlegt werden, ganz allein zum Wohl der Stadt. Es versteht sich von selbst, daß die getreuen Unterthanen ihm in jeder Weise darin beistehen und durch gemeinschaftliches Flehen das Gelingen befördern."

So war dem Schlimmsten vorgebeugt, die Aufgabe außerdem in solche Hände gelegt, daß man an einem günstigen Resultat nicht zweifeln konnte. Ein kahler Hügel vor der Stadt, fern dem geräuschvollen Treiben und doch nahe genug, um Bequemlichkeit und Erquickung zu bieten, wurde zu dem Unternehmen ausersehen, ein Lager von weichem Moos bereitet, das Ei hineingelegt und der kühne Mann darauf gesetzt, um für eine lange Zeit das Regieren Andern zu überlassen, und sich durch Einsamkeit und das Anschauen des Himmelszeltes zu stärken. Dessen ungeachtet gab es doch Augenblicke, wo der Bürgermeister dem Drange nicht widerstehen konnte, sich in die Höhe zu richten und seine allerdings etwas unbequeme Stellung zu verändern. Bei dieser Gelegenheit geschah es denn, daß das Ei eines Tages leider dem Neste entglitt und unaufhaltsam den Berg hinabrollte. Bestürzt und erschrocken wollte er ihm schon nacheilen, als es in einem Busche hängen blieb und einen Hasen aufschreckte, der in flüchtigem Rennen nun das Weite suchte. Das war zu viel für den Armen. Denn nicht genug, daß er sich eine Nachlässigkeit vorzuwerfen hatte, so mußte ihm auch die ganze Frucht seiner Nachtwachen und Sorgen in dem Augenblick entgehen, wo ihm der volle Besitz derselben winkte. Denn jenes Thier, das in so mächtigen Sprüngen seine edle Abstammung bekundete, war ja das verheißene und ersehnte Roß und mußte wirklich einen ausgezeichneten Läufer geben, wenn es schon bei seiner Geburt so flink auf den Füßen war. Voll Angst und Liebe breitet er darum seine Arme aus und ruft in heißem Verlangen die ewig denkwürdigen Worte: „Huschelchen, Huschelchen! hier ist dein Vater!" —

Mit dem Ausbrüten sollte es nun einmal der Stadt nicht gelingen. Es ist das überhaupt nicht jedermanns Ding, wenngleich Manches sich anführen ließ, um das tragische Ende mit dem Ei zu entschuldigen. Darum versuchte man es auf andere Art. Nicht lange darauf erschien nämlich ein Künstler, welcher sich rühmte im Besitze größer und wunderbarer Geheimnisse zu sein. Im Anfange fand er zwar nicht den gehofften Beifall. Einige sagten, sie hätten besseres zu thun, als sich mit solchen Sachen abzugeben. Andere meinten, es stünde ihnen bei einem so großen und wichtigen Dinge, als die Kunst sei, kein

Urtheil zu und sie wollten sich dem gern unterwerfen, was die Weisheit ihrer Oberen beschließe. So kam der Meister endlich vor die Schranken des Rathes.

Nichts ist verderblicher als Zweifelsucht. Einmal angeregt, schrickt sie vor nichts zurück, dringt in die besten Herzen und Gemüther und wagt sich selbst an das Heiligste und Ehrwürdigste hinan. Alle Zeugnisse, mit denen der Künstler seine Taschen gefüllt hatte, wurden verworfen oder kalt bei Seite gelegt. Siegel und eigenhändige Unterschriften der berühmtesten Gelehrten galten auf einmal nicht mehr, als das ausgerissene Blatt aus dem Schmierbuche eines Schulknaben und warum? weil der eine Versuch mißglückt war.

Der Meister wurde bei diesen unerwarteten Hindernissen fast irre an dem Verstande des Magistrats, von dem man aller Orten soviel Wesens machte und ließ im ersten Aerger einige Worte darüber fallen. Aber da kam er schön an. Klugheit, hieß es, sei, erst zu überlegen und dann zu handeln; einen Thoren müsse man denjenigen schelten, welcher ohne Prüfung jedem Windbeutel traue, der wohl viel verspreche, doch wenig halte. — „So wünschen also die Herren eine Probe meiner Geschicklichkeit zu sehen? Warum hat man das nicht gleich gesagt, anstatt die Gemüther durch scharfe Reden zu erbitzen?“ Mit diesen Worten erhob sich der gekränkte Mann und schien den Saal verlassen zu wollen. Jetzt war es an den Rathsherrn nachzugeben und mit einer Bereitwilligkeit, die ich nie habe schelten mögen, baten sie den Fremden um einen Beweis seiner Kunst. „Bestimmen Sie selbst,“ sprach dieser Kolz. „Soll es drei Tage Frösche und Schlangen regnen, soll ich alles Wasser in Blut verwandeln, oder soll ich ihnen das Geheimniß lehren, aus Käsen gute Milchkühe zu erhalten?“ Niemand wird sich wundern, daß die Mitglieder des Rathes sich einstimmig für das letzte erklärten. Denn mit Fröschen und Schlangen war Niemandem gedient, eben so wenig begriffen sie, was das Wasser nützen könnte, wenn es in Blut verwandelt würde. So blieb es also bei den Käsen, aus denen Kühe kommen sollten. Es war zwar an letzteren in der Stadt zufällig kein Mangel, jedenfalls aber gab es mehr Käse als Kühe und das Ding schlug halb und halb in das Hauswesen, mußte daher Weiber und Töchter interessiren und als guten Vätern und Ehegatten war ihnen das nicht gleichgültig. Nur der Bürgermeister hatte ein Bedenken. „Müssen die Käse etwa bebrütet werden?“ fragte er, „durchaus nicht!“ antwortete der Künstler. „Es ist zwar zur Ausführung dieser Sache ein längerer Zeitraum nöthig als bei den andern, indessen unterwerfe ich mich gern den Bestimmungen, welche der Rath für zweckmäßig hält, und bin bereit, auch diesem Wunsche zu genügen.“

Jetzt entstand ein emsiges Treiben. Im Nu rannten die sämmtlichen Rathsherrn nach Hause und verkündeten dort die wunderbare Geschichte. Die Bürger, welche die Eilfertigkeit ihrer Vorgesetzten nicht begreifen konnten, fragten natürlich nach der Ursache, und obgleich alle versprochen hatten, nur die nächsten Angehörigen davon in Kenntniß zu setzen, so verbreitete sich das Gerücht von dem, was auf dem Rathhause vorgefallen, mit außerordentlicher Schnelligkeit in der Stadt. Nimmer hätte man geahnt, daß eine so ungeheuere Menge Käse vorhanden wäre, denn obgleich schon der ganze Saal damit angefüllt war, kamen stets neue und größere Ladungen.

Lächelnd sah der Künstler eine Weile dem Rennen der Weiber und Mädchen zu, dann sagte er: „Es ist mir lieb, daß mein Vorschlag solchen Beifall findet. Wir können dann gleich den Versuch im Großen machen und der Gewinn ist um so bedeutender. Es wird doch Land genug vorhanden sein?“ — Die

guten Bürger wären beinah böse geworden. Mit gerechtem Stolze zeigten sie auf die Feldmark, welche gleich einem schönen Kranze die Stadt umgab und gerade im Lichte der herbstlichen Sonne erglänzte.

„Die Zeit ist günstig," hob er wieder an, „dünget nun diese Aecker, pflügt und bearbeitet sie sorgsam, als gälte es die köstlichste Frucht. Ich werde dann um Mitternacht, wenn der Mond das erste Viertel erreicht und Venus, Merkur und Saturn in Conjunktion stehen, unter kräftigen Zauberworten diese Käse ausstreuen und binnen Jahresfrist werden dann eben soviel Kühe daraus erwachsen."

Den Zuhörern blieb im eigentlichsten Verstande Maul und Nase offen bei dieser Rede und sahen sich schon im Geiste im Besitz des großen Reichthums, der ihnen dadurch zu Theil werden mußte. Diese Kühe, dachten sie, geben Milch, wir bereiten nichts wie Käse davon und erziehen bei der nächsten Ernte wieder Kühe. Welch ein herrliches Leben wird das sein! — Daß die Thiere Futter bedürften und woher sie solches nehmen wollten, daran dachte Niemand. Nur einige hatten so viel Besonnenheit den Meister zu fragen, was sie thun müßten, um das Keimen der Käse zu befördern?

„Es ist weiter nichts nöthig," sprach er, „als daß Ihr recht oft nach den Feldern sehet, daß Ihr das Land nicht mit anderer Aussaat beschwert, da die Entwicklung der Kühe wahrscheinlich alle Kraft des Bodens erfordert. Ist der Winter nicht gar zu streng, so werden sich um den Mai herum schon die und da die Spitzen der Kuhhörner zeigen und Ihr dürft Euch der Hoffnung auf eine reiche Erndte hingeben. Gestatten es meine vielfachen Geschäfte — denn ich muß gar manchen Fürsten und Herren dienen — und bin ich nicht gar zu weit entfernt, so komme ich wieder und helfe Euch einsammeln."

Nun hätte einer die Freude und Rührigkeit sehen sollen. Die Wirthshäuser blieben leer, am Markt standen keine Müssiggänger, zänkische Jungfrauen hörten auf zu keifen und unzufriedene Eheleute waren plötzlich einträchtig. Aber Schlaf gabs nicht viel, außer am Sonntag während der Predigt, da man mit dem Frühesten schon die Hand am Pfluge hatte, und ihn nicht eher wieder losließ, bis die Sterne am Himmel standen. Ackerten die Männer und Knechte, so trieben Kinder und Mädchen das Vieh an, und wollte ja ein Thier vor Mattigkeit umsinken, so hieß es gleich: was ist daran gelegen, wir werden bald andere und bessere haben! So war denn wirklich binnen wenigen Tagen das ganze Feld für die Käse hergerichtet und für Korn, Waizen oder Gerste blieb nichts mehr übrig. Unterdessen war auch die bestimmte Mitternachtsstunde herangekommen, die der Meister zur geheimnißvollen Aussaat sich ersehen, und obwohl einige der Vorsichtigsten sich verabredet hatten, ihn dabei zu belauschen, wurden sie doch zufällig alle so von Müdigkeit übermannt, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand, ehe sie erwachten. Dieser aber mußte um so thätiger gewesen sein, denn am Morgen waren sämmtliche Käse und er selbst verschwunden.

An den langen Winterabenden blieb ihnen Muße genug, sich von ihren Strapatzen zu erholen und von den kommenden Tagen des Ruhmes zu träumen. Der Winter verging sogar endlich, wenn er ihnen auch länger gedauert hatte, wie sonst, und beim ersten Ausgang auf die allmählig von Schnee und Eis befreiten Felder entdeckte man das Ende eines Kuhhorns, das verheißend aus der Erde sah. Mit Jubel verbreitete sich diese Kunde in der Stadt und Jung und Alt begab sich an die Stelle, um den Andern die frohe Gewißheit zuzurufen: „Sie keimen! Sie keimen!" —

Mehrte ſich nun auch täglich die Zahl der Neugierigen und Hoffenden, ſo wollten doch die keimenden Kühe nicht zunehmen. Es blieb vielmehr bei der einen Spitze und auch dieſe wuchs kein Haar breit weiter hervor. „Wir müſſen ihr nachhelfen,“ rief plötzlich da ein Ungeduldiger, und noch ehe das Wort geſprochen war, hatten auch ſchon hundert Hände das Kuhhorn angefaßt und zogen, was ſie konnten. Mit einem heftigen Krach wurde es aus der Erde geriſſen und wenn die Kuh nun auch wäre zur Welt gekommen, ſo würde ſie nur Ein Horn gehabt haben, allein es erſchien weder dieſe noch die andern und die guten Bürger ſahen ſich auch diesmal getäuſcht.

Hatte die Noth durch ein ſolches Mißjahr, wo alle Käſe ausgeſäet und doch keine einzige Kuh geerndtet worden war, begreiflicher Weiſe zugenommen, ſo erweckte ſie auf der andern Seite auch in hohem Grade den Gemeinſinn und ein wahrhaft bewunderswürdiges Streben dem Mangel abzuhelfen. Es konnte daher einigen aufmerkſamen Bürgern nicht entgehen, daß auf der Stadtmauer ein üppiges und ſaftiges Gras wuchs, während Menſchen und Vieh den grünen Hunger litten. Man berechnete zugleich, wie lang und breit die Mauer ſei und brachte durch einen ungefähren Ueberſchlag heraus, daß gedachtes Gras, wenn man es wie ein kluger Schiffskapitain auf einer langen Seereiſe in beſtimmte Portionen eintheile, auf viele Wochen ausreiche. Hierauf erging an den Stadtrath die Bitte, derſelbe möge erlauben, daß das Futter auf der Mauer von dem Vieh abgeweidet werden dürfe.

Nun wollten zwar einige vorlaute Köpfe behaupten, es ſei unmöglich das Gras zu benutzen, weil die Mauer zu hoch und oben zu ſchmal wäre, alſo kein Menſch oder ein Thier ſich darauf wagen könne. Indeſſen hatte ein hochweiſer Rath ſchon weit ſchlimmere Dinge beſeitigt und zum glücklichen Ende geführt.

Zu einem Ende kam es auch hier und wenn wir jenem Weltweiſen beiſtimmen, welcher behauptete, Niemand ſei vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen, ſogar zu einem glücklichen. Denn ſchon ließ der Bürgermeiſter ſeinen beſten Ochſen heraus, damit er auf der Mauer graſen ſollte. Zwei Knechte warfen von außen ein Seil über dieſelbe, andere ſchlangen es dem Thiere um den Hals und ehe man es ſich verſah, ſchwebte der Ochſe in der Luft. Kräftiger wurde angezogen und näher winkte ihm das herrliche Gras. Da aber ſtockte ſein Athem, die Augen drangen ihm aus den Höhlen und die Zunge hing dem Erdroſſelten lang aus dem Maule. „Er leckt ſchon, er leckt!“ (hierzu eine Abbildung) jubelte die befriedigte Menge und hofften, daß auch ihr Vieh ſich ſättigen werde, wie des Bürgermeiſters Ochſe. Allein bei dieſem blieb es beim Lecken, da er in wenigen Minuten todt war. —

Auf die Stadtmauer hatten ſich nun einmal Aller Augen gerichtet und durch dieſen Unfall belehrt, wollten ſie durchaus eine Verbeſſerung daran anbringen. Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten der Bürger, daß ſie kein Kopfzerbrechen ſcheuten, eine Tugend, die ſich nicht von allen Bürgern rühmen läßt. Oft und lange gingen ſie um die Mauer herum, betrachteten ſie von nah und fern, von oben und von unten. Der Schlaf floh ihre Augen ganze Nächte hindurch und die Frauen hatten ihre liebe Noth mit den Männern, denen kein Leibgericht mehr mundete und die ſichtlich abmagerten. Endlich wurden ſolche Anſtrengungen für der Stadt Beſtes erhört und einſtimmig erſcholl der Ruf: „Ein Thor, ein Thor wollen wir bauen!“ — Verwundert horchte Alt und Jung dieſen Worten und einem jeden leuchtete es ein, daß ein Thor dem Glanze ihrer Heimath bisher gemangelt habe, daß damit die Wünſche Aller befriedigt ſein mußten. Große Aufregung bemeiſterte ſich deshalb der

Gemüther, und wie es leicht in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, wo die ruhige Ueberlegung hintangesetzt wird, keine Schwierigkeit konnte sie von ihrem Vorhaben zurückhalten, kein Hinderniß sie in ihrem Entschlusse wankend machen. Ja der Ungestüm der Bürger ging so weit, daß ihnen selbst das Wort und damit auch die Sache abhanden kam. „Wir haben das Wort verloren," so klagte Einer dem Andern, und keiner wußte sich auf das Wort wieder zu besinnen. „Hätten wir nur den Namen wieder von dem Ding, das wir bauen wollen! Es ist doch merkwürdig, wie man so etwas verlieren kann!" — „Das Wort muß uns in die Erde geschlüpft sein," meinte endlich Einer. Und fröhlich riefen Alle: „Wenn das ist, so wollen wir es bald wieder haben." — Zugleich rannten sie nach Hause, holten Hacken und Spaten und fingen richtig an zu graben.

So eifrig sie nun auch in der Arbeit fortfuhren, das Wort „Thor" wollte nicht zum Vorschein kommen. Da traf es sich, daß eines Tages ein Fremder die Straße zog und nicht begreifen konnte, was die Männer, Weiber und Kinder mit soviel Ausdauer in der Erde suchten? Er blieb deshalb bei ihnen stehen und fragte nach der Ursache. Wir haben das Wort verloren und meinen, es müsse in die Erde gelaufen sein, gab Einer zur Antwort. „O Thor!" lachte der Fremde. — „Das ists, was wir suchen!" frohlockten Alle. „Gefunden ist das Wort und soll uns nicht wieder entrissen werden." Man rannte mit der frohen Botschaft auf das Rathhaus und die versammelten Väter mochten nun um so weniger sich einem Unternehmen widersetzen, das der Himmel so augenscheinlich begünstigte.

An demselben Abend wurde noch mit dem Bau des Thores begonnen und in wenigen Wochen war es vollendet, hätte aber beinahe kurz vor der feierlichen Einweihung wieder abgebrochen werden müssen, wenn die Besonnener nicht mehr Verstand und Beobachtungsgabe besessen hätten, als andere Städter. Das ging aber so zu. Nachdem nämlich eine Oeffnung in der Stadtmauer angebracht worden, die man allmählig zum Thor erweiterte, freuten sich die Bürger dermaßen über ihre Verbesserung, daß ihrem Entzücken kaum Einhalt zu thun war. Wie leicht brachten sie jetzt die Feldfrüchte und was sonst in den Haushalt nöthig war, in ihre Behausung, da man vorher mit unsäglicher Mühe Alles über die Mauer hatte heben und tragen müssen. Wie reizend erzing sich's jetzt auf der Straße und zeigte einen lachenden Blick in das Thal und die Ferne, während sonst jeder, der zur Stadt hinaus oder herein wollte, hatte die Mauer überklettern müssen. Betagte Greise lebten wieder auf, Kranke wurden gesund und machten sich auf die Beine, um das Thor zu schauen, und glücklich pries sich, wer eine Sache durch dasselbe tragen durfte. So brachte auch einer einen Heubaum geschleppt, den er aus keinem andern Zweck so lang gelassen und mit solcher Mühe auf seine Schultern geladen, um als ein Held damit durchs Thor zu wandern. Aber wer malt seinen Schrecken, als er sieht, daß der Heubaum, so wie er über seiner Achsel liegt, nicht durchgeht, sondern hüben und drüben viel breiter als die Pforte ist. „Halt, Freunde!" ruft er, „haltet ein! bricht das Thor wieder ab und laßt es uns weiter machen, sonst bringen wir nicht einmal einen Heubaum hindurch, und finden nur Spott bei den Nachbarn, die schon eifersüchtig auf unsere Verbesserungen sind." — Das Ding leuchtete Allen ein, und schon wollten sie Werkzeuge ergreifen, das kaum vollendete Thor wieder einzureißen, als ein Sperling mit einem langen Strohhalm geflogen kam und damit in sein Nest schlüpfte. Obgleich der Halm viel länger war als die Oeffnung des Nestes, so brachte ihn das Thierlein doch glücklich hindurch, indem es

ihn nicht queer auf den Schultern trug, wie der Bürger seinen Heubaum, sondern an dem einen Ende spitz im Schnabel führte. Dem Vogel hatte ein Bube zugeschaut, wie es der Knaben Art ist, und er erbot sich den Heubaum durch das Thor zu schaffen, ohne daß es abgebrochen würde; und machte es also wie der Spatz, der ins Nest geschlupft. Da wunderten sich Alle und sagten: „Wenn schon in unsern Buben solche Weisheit steckt, welcher Verstand muß nicht uns zieren, die wir alt sind.“ Und ließen es für dasmal nicht bei der Erbauung eines Thores bewenden, sondern beschlossen auch einen Brunnen zu graben.

Nun muß man wissen, daß die Stadt zumeist an einem Berge lag und daß es Mühe kostete, das nöthige Wasser aus dem Thal zu holen. Damit das gute Werk aber nicht etwa in Vergessenheit käme, wie das zuweilen geschieht, so fingen sie es gleich an auf dem Platze, wo sie standen und das war mitten auf dem Markt. Nun hätte einer die Thätigkeit sehen sollen hier bei einem gemeinnützigen Unternehmen und gleichsam vor den Augen und im Angesichte des Bürgermeisters und ihrer Angehörigen. Ganze Berge von Erde wurden in kurzer Zeit zu Tage gefördert und noch immer war der Eifer nicht erkaltet. Nun zeigte sich eine Schwierigkeit, an die Niemand vorher gedacht. Denn des Schuttes war jetzt eine solche Menge geworden, daß er nicht nur den Verkehr, sondern auch die Aussicht der Häuser versperrte. Dem mußte abgeholfen werden und die Klügsten thaten sich bei Zeit zusammen, auf daß es in der Noth nicht an Auskunft mangle. Sie kamen zu dem Entschluß, es müsse ein Loch gegraben werden, damit man darein die Erde bringe, welche sich vom Brunnenbau angehäuft habe. Und weil der Vorschlag so sicher zum Ziele führte und überhaupt so einfach war, so zögerte man keinen Augenblick, ihn auszuführen. Man sieht, die Bürger wußten sich zu helfen.

Als ein neues Beispiel ihrer Umsicht mag auch das Folgende dienen. Allmählig hatte der Brunnen eine ansehnliche Tiefe erlangt und es schien ihnen zweckmäßig, denselben zu messen. Die gewöhnlichen Werkzeuge reichten aber nicht aus, man mußte zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Deshalb legte man eine starke Stange queer über den Brunnen, ein beherzter Mann faßte mit beiden Händen um die Stange und an seine Füße hing sich ein anderer. An diesen wieder ein dritter und ein vierter, und so weiter, bis die ganze Tiefe des Brunnens ausgefüllt war. Die Sache ging besser, als man anfangs gedacht hatte. Es erregte stets neues Frohlocken, wenn wieder einer hinabkletterte, um sich an die Füße des letzten zu hängen. Zufällig aber wurden dem obersten die Hände trocken und er ließ für einen Augenblick die Stange fahren. Wiewohl er nun die Vorsicht gebrauchte, seinen Gefährten zuzurufen, sie sollten sich recht fest halten, er wolle nur einmal in die Hände spucken, (hiezu eine Abbildung) so stürzten doch alle in den Brunnen und man hat bis heute noch nicht erfahren, wie tief er sey? —

Von ausgezeichneten Menschen ist oft bemerkt worden, daß sie irgend eine Schwachheit an sich trugen, die sie den übrigen ihres Geschlechtes wieder nahe brachte. Und wir dürfen nicht verschweigen, daß der Bürgermeister gleichfalls mit einer solchen behaftet war. Er aß nämlich nichts lieber, als Kalbsbraten und konnte sich freuen wie ein Kind, wenn die Zeit herbei kam, wo sein Leibgericht wieder verspeist wurde. Diese Schwäche war männiglich bekannt und zu einer Jahreszeit wo Kalbfleisch zu den Seltenheiten gehört, in der Stadt selbst aber gar nicht zu haben war, beschloß einer von denen, die, weil sie selbst ohne Verdienst sind, Andern das ihrige mißgönnen, den Herrn Bürgermeister mit seiner Liebhaberei zu necken. Er hatte nämlich die

Geschicklichkeit mancherlei Stimmen täuschend nachzuahmen. Es war eine finstere Nacht und das Oberhaupt der Stadt pflegte der Ruhe nach den Sorgen des Tages, als das dumpfe Geräusch von Bellen und Blöcken zu seinen Ohren drang. „Sollte das schon ein Kalb sein?“ fragte er seine Gattin und sein Gesicht erheiterte sich. Die Angeredete horchte nun auch und konnte nicht umhin, die Ansicht des Eheherrn zu bestätigen. Doch dieser war schon aufgesprungen, hatte das Fenster aufgerissen und hörte mit immer größeren Entzücken wie das Schreien eines Kalbes immer näher kam. „Guten Abend, gestrenger Herr Bürgermeister!“ rief jetzt eine Stimme, die Niemand anders, als dem Nachbar Metzger angehören mußte. „Schönen Dank, Meister Schweinefuß! und woher so spät, oder eigentlich so früh mit einem Kalbe?“ versetzte der Bürgermeister. „Es hat mich auch Mühe und Geld genug gekostet,“ lautete die Antwort von unten. „Aber ich bekomme doch einen Braten?“ fragte jener wieder. „Versteht sich; um ihretwillen habe ich ja das Thierchen angeschafft.“ — „Nun, ich werde mich dankbar zu zeigen wissen. Und vergeßt es nicht Meister, mir morgen den seltnen Braten zu senden, denn es trifft sich gerade, daß mich einige Freunde besuchen.“ Dieser letzte Zusatz war eine Erfindung des Augenblicks und hervorgerufen von dem zu erwartenden Genuß. Der vermeintliche Meister Schweinefuß trieb unter lautem Blöcken und Bellen seiner Wohnung zu und das Haupt der Stadt wandte sich wieder an die Ehehälfte: „Da müssen wir meine Lüge zur Wahrheit machen,“ sagte er; „und Du hast ja wohl nichts dagegen, wenn ich den Apotheker und die reichsten Mitglieder des Rathes auf den Mittag mit einem Kalbsbraten überrasche?“ Mit wirklich fliegender Beredsamkeit wurden diesmal die Gründe der Frau Bürgermeisterin aus dem Felde geschlagen, und man sieht, wie stark eine Schwäche sein kann.

Noch früher wie sonst verließ der Bürgermeister die Federn und traf mit Ernst alle Anstalten zum Feste. Die Geladenen durften schon aus schuldiger Bürgerpflicht nicht absagen, und während die wichtigsten Arbeiten des Tages auf dem Rathhause einmal etwas flüchtiger abgethan wurden, hatten des Oberhauptes Angehörige alle nöthigen Vorkehrungen beendigt. Leider mangelte aber immer noch der Mittelpunkt des Ganzen, der Kalbsbraten. Da es sich, wie bemerkt, um eine Ueberraschung handelte, durfte nicht zu viel davon geplaudert werden, auch gab es keinen Grund an der Zuverlässigkeit des Metzgers zu zweifeln. Indeß verfloß eine Stunde nach der andern, schon versammelten sich allmählig die Gäste und so wurde denn die Magd insgeheim zum Meister Schweinefuß gesendet mit der Bitte, den Braten doch endlich zu schicken. Nie aber ist wohl ein Schrecken größer, eine Täuschung bitterer gewesen, als die Antwort kam, von einem Braten sei dem Metzger nichts bekannt, ein Kalb aber sei um diese Zeit mit keinem Gelde aufzutreiben. So hatten denn wohl die Gäste ihre Zahnstocher mit gebracht, und hatten doch nichts zu stochern, mindestens kein Kalbsfleisch.

So wie ein Unglück selten allein kommt, so schienen sich die schweren Gewitterwolken dermaßen über der Stadt aufzuthürmen, daß man daran dachte das Kostbarste vor den Händen eines rohen und übermüthigen Feindes zu schützen. Indem war, was die Bürger werth hielten, nicht gewöhnliche Güter, wie sie jeder sammelt, den niedere Habsucht beseelt, oder Werke der Kunst und des Genie's, die leider in so allgemeinem Ansehen stehen, daß jeder Ort etwas davon besitzen will. Nein, es waren Kleinodien ächter Art, Erinnerungen und Reliquien, unschätzbar entweder durch die Stätte, wo sie sich befanden, oder durch die Person, die sie geheiligt. Da war noch ein Stück von dem Ei, welches die Stadt einst

in so trauriger Weise um Ruhm und Ehre gebracht, der Pinselstiel eines Malers, der wirklich in der Stadt geboren war, den aber Mangel und Undank in die Ferne getrieben und der in fremden Landen sich Ruhm und Reichthümer erworben. Dieser Pinselstiel war von dem Künstler selbst vor seinem Tode dem Magistrat zum Andenken übersendet werden. In hoher Achtung stand auch jenes Horn von der Kuh, die nicht zum Vorschein kam, als sie Käse gesäet hatten, ohne an die Rauhigkeit ihres Klima's zu denken. Doch der Hauptstolz der Bürger war das Ohr eines Thieres, das man nicht gern beim Namen nennt und das häufig dazu verdammt ist, Säcke zur Mühle zu tragen. Dieses Ohr war von so auffallender Länge und Größe, daß man immer noch nicht mit Gewißheit bestimmen konnte, ob es einem wirklichen vierbeinigen Esel angehört habe. Man müßte denn annehmen, die Eselsohren seien in der Stadt überhaupt besonders groß gewesen.

Solcher Art waren die Schätze der Stadt und man wird leicht begreifen, wie sehr es ihre Sorge sein mußte, dieselben in Sicherheit zu bringen. Wo konnten sie aber besser verwahrt sein, als auf dem Grund des Meeres, oder was dasselbe sagen wollte, in der Tiefe des Teiches, welcher an der Stelle entstanden war, wo sie einst nach dem Wort gruben. Schnell wurde daher ein Schiff gebaut, mit den Kostbarkeiten beladen und der Teich befahren. Als sie jedoch über die weite Wasserfläche schauten und auf die fernen Ufer rings umher, da dünkte es ihnen vermessen, die größten Kleinodien der Stadt so sorglos den Wellen anzuvertrauen, ohne daß ein Zeichen den Ort andeute, wo sie versenkt wurden. Deshalb nahm einer ein Stück Kreide und machte damit einen Strich an den Rand des Schiffes, damit sie wüßten, wo sie ihre Schätze wieder suchen sollten, wenn der Feind das Land geräumt habe. Darauf ließen sie Alles hinab und ruderten getrost zurück. Wenn nun auch die Bedränger bald nachher abzogen, so haben die armen Bürger trotz alles eifrigen Suchens ihre Schätze bis heute noch nicht wiedergefunden.

Die werthvollen Erinnerungen waren dahin und sogar die Sonne schien aus Kummer darüber verschwunden zu sein. Es war um die Zeit der Erndte, die Saaten standen auch so übel nicht, wäre nur das Wetter günstiger gewesen, damit sie hätten reifen können. Leider brachte aber jeder Morgen nur trübe Wolken und neuen Regen. Die Kleinmuth in der Stadt nahm täglich überhand, da selbst die Berathungen des Bürgermeisters mit den erfahrensten Männern keinen Erfolg brachten. Zuletzt verfiel einer auf den Gedanken, dem eine Belohnung zu versprechen, der die Sonne hinter den Nebelschleiern hervorzulocken wüßte. Und da die Uebrigen kein besseres Mittel ersinnen konnten, wurde stracks eine namhafte Summe ausgesetzt und jeder vertheirathete und sonst unbescholtene Einwohner für berechtigt erklärt, um den Preis zu ringen. Man wollte sich, wie es gewiegte und erfahrene Leute machen, nicht etwa hier wieder hinters Licht führen lassen durch leere Vorspiegelungen Fremder und hatte darum alle Auswärtigen von der Bewerbung ausgeschlossen. Zur guten Stunde fiel es einem Bürger ein, daß im nächsten Städtchen eine Sonnenapotheke sei und wo diese ist, dachte er, wird ja auch die Sonne nicht fehlen. Er machte sich also ungesäumt auf den Weg und erreichte das Ziel seiner Reise, als es schon ganz finster war. In der Sonnenapotheke schimmerte jedoch noch Licht und so klopfte er getrost ans Fenster. Dem Apotheker, der jetzt erschien, klagte er seine Noth und den Zweck seines späten Kommens. Dieser beruhigte ihn mit gar sanft-herzlichen Worten und sprach: „Geht nur in die Herberge und genießt den Schlummer, den ihr gewiß bedürft, Morgen früh

aber sprecht wieder vor, und was Ihr wünscht, soll Euch werden". — Der Bürger ließ sich dies nicht zweimal sagen. Nach einem tüchtigen Imbiß warf er sich aufs Lager und schlief so fest, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand — — Nein! die Sonne war auch heute nicht zu sehen und nur graue dicke Wolkenmassen lagerten sich wie schon lange um den Horizont. Schnell rannte er nach der Apotheke. „Ihr kommt gerade recht", sprach der freundliche Mann vom vorigen Abend, „da habe ich Euch das Verlangte hübsch eingepackt, damit Ihrs nicht zerdrückt. Aber hütet Euch, es unterwegs zu öffnen, sonst könnte das Ding schlimm ausfallen". Damit reichte er ihm eine nicht sehr große Schachtel, wie die Apotheker ihre Pulver und Pillen versenden, wohl verwahrt und zugemacht, doch ohne die gewöhnliche Vorschrift: Drei Stück Morgens und Abends in Wasser zu nehmen; oder: Alle Stunden einen Eßlöffel voll. Nachdem der Bürger bezahlt, gedankt und versprochen, die Sonne nicht eher herauszulassen, als bis er in seine Heimath gelangt, machte er sich auf den Rückweg und legte weit schneller und fröhlicher die Strecke zurück, wie gestern. Dabei trug er die Schachtel behutsam in der Hand, betrachtete sie von Zeit zu Zeit und hielt sie einmal sogar an das Ohr, denn es däuchte ihm, als rege sich etwas darin. „Das wird gut" sprach er zu sich selbst, „sie ist erwacht und kann es kaum erwarten, bis wir zu Hause sind". Er hielt sie wieder vor das Ohr, da summte die Sonne recht vernehmlich in der Schachtel, und seine Neugierde wurde immer größer, die Langersehnte auch zu sehen. Jetzt hob er den Deckel ein klein wenig und lugte hinein. Da war ein Leben, ein Schwirren und Zappeln in dem Ding, daß man seine Freude haben mußte. „Du dauerst mich, du liebe Sonne, daß du dich noch etwas gedulden mußt", lachte er und drehte die Schachtel rasch wieder zu. Noch war es aber eine gute Stunde bis zur Stadt, so hurtig der Mann auch daherschritt. „Ich muß nur sehen, ob sie nicht etwa wieder schlafen gegangen ist?" sagte er nach einem Weilchen und lüftete den Deckel von Neuem. Aber o weh! er hatte zu weit geöffnet, denn ehe ers sich versah, entwischte die Sonne und verschwand mit lautem Summen in der Luft, gleich einer Hummel oder Biene, die sich in raschem Fluge erhebt. Zum Glück hatte sie die Richtung nach der Stadt genommen und so wußte denn der Erschrockene nichts besseres zu thun, als ihr nachzulaufen und unter beständigem Winken mit dem Hut und dem Schnupftuch auszurufen: „Immer nach der Stadt zu! Immer nach der Stadt". — Mit Schweiß bedeckt kam er hier an, lief auf das Rathhaus und konnte wenigstens soviel berichten, daß die Sonne gleich erscheinen werde. Zufällig traf sich denn auch, daß das ersehnte Tagesgestirn in diesem Augenblicke durch die Wolken drang und mit seinem goldenen Strahle Stadt und Fluren erhellte. Dem Retter wurde der verheißene Preis ausgezahlt und die Feldfrüchte kamen glücklich heim.

Indessen jedes Ding hat seine zwei Seiten, selbst der Sonnenschein kann seine Plage mit sich bringen. Lange Zeit war man des trüben Wetters wegen so bekümmert gewesen und jetzt stellten sich auf einmal eine solche Menge Fliegen ein, daß man nicht wußte, worüber man am meisten klagen sollte. Kein sanfter Mittagsschlaf wollte gelingen, bei der Arbeit und während der Ruhe wurde man von diesen Quälgeistern gepeinigt und selbst in die Kirche und auf das Rathhaus drangen die unverschämten Gäste. „Sollte es keinen Schutz gegen so kleine Thiere geben, da doch der Mensch über Löwen und Bären Herr geworden ist?" sprachen sie. „Wozu haben wir Pfeile und Lanzen, ja die tödtliche Büchse? Wohlan, laßt uns Waffen anlegen und gegen

die Feinde zu Felde ziehen". — Man traute seinen Augen und Ohren kaum, wenn man jetzt durch die friedliche Stadt kam und diese bewehrten Männer sah und das Geräusch von Flinten und Säbeln hörte. Und wer die Ursache nicht wußte, glaubte in einem Feldlager zu sein oder einer bedrängten Festung. Es wurde nicht eher still bis am Abend, wo bekanntlich die Thierlein in ihre Nester kriechen, es sei denn, daß sie der Kerzenschimmer wieder aufscheucht. Um den großen Tisch im Rathhause saßen die Herren mit ihrem Oberhaupte, Sitzung zu halten. An der Seite trugen sie Schwerdter und vor jedem lag ein geladenes Pistol. Und da sie eine Weile schwiegen und sich tiefsinnigen Betrachtungen hingaben, so benutzte eine Fliege die gute Gelegenheit den gestrengen Herrn Bürgermeister an der Nase zu kitzeln. Mit leisem Winken und Deuten stieß er darob seinen Nebenmann an und bat um dessen Hülfe. Flugs riß dieser das Pistol hervor und — vsaff! war die Kugel dem Bürgermeister durch den Kopf gefahren, die Fliege hatte sich weislich aus dem Staube gemacht. Und machte sich der Rathsherr Zeit seines Lebens darüber den bittersten Vorwurf, daß dem kecken Thier kein Leid geschehen.

Während nun der Sitz des Bürgermeisters erledigt und die Wahl noch unentschieden war, gingen eines Abends zween Bürger an dem Teiche vorüber und schauten, weil sie nichts besseres zu thun mußten, auf des Wassers Oberfläche, in der sich des Mondes Scheibe gar lieblich spiegelte. Sie konnten indeß nicht begreifen, woher das Bild in dem Teiche kam, und nachdem sie es lange von allen Seiten betrachtet, so überzeugten sie sich mehr und mehr, daß es ein ächter holländischer Käse sei, der von ungefähr ins Wasser gefallen. Nun hätte wohl jeder den Fund am liebsten allein gehabt, aber da ein halber Käse doch immer besser ist, als gar keiner, wurden sie einig zusammen nach Hause zu gehen, ein Netz oder eine Angel zu holen und damit das Ding aufzufischen. Die Geräthschaften waren bald zur Hand, nebst einem Messer zum Theilen, dennoch hatte sich mittlerweil der Mond hinter Wolken versteckt und so blieb den Bürgern nichts übrig, als auf gut Glück in dem Teiche herum zu fahren, ob ihnen der Käse nicht ins Garn gerathe. Für zwei ließ sich schon so etwas ausführen und da der Abend kühl war, kostete es auch wenig Schweiß. Indessen dauerte es doch länger, als sie meinten und der Eine sprach: „Der Käse ist rund und im Wasser schlüpfrig worden, wir hätten ihn sonst längst. Hätte ich den Holländer zu befehlen, sie müßten mir alle Käse viereckig machen". Indem so rupft und zupft es am Garn: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn!" ruft der Andere. (Siehe Abbildung.) „Doch nur jedenfalls halb, denn die eine Hälfte ist mir" sagte der Erste. „Ich glaube gar der Käse ist lebendig geworden" spricht der Zweite wieder; „halt fest, daß das Netz nicht zerreißt, denn das ist wenigstens mein". — Mit vereinten Kräften bringen sie endlich das Garn aufs Trockene, und soviel sich im Dunkeln erkennen läßt, ist zwar kein holländischer Käse darin, wohl aber ein Fisch so stark und groß, wie sie noch keinen gesehen. Jetzt war der Jubel groß und sie konnten es nicht über sich gewinnen, das Geheimniß für sich zu behalten. Am andern Morgen wußte es die ganze Stadt und Alle versammelten sich, das ungeheuere Thier zu bewundern.

Die einen verlangten, daß der Fisch ausgestopft und zum ewigen Gedächtniß an das Thor genagelt werde, denn sie hätten doch durch den Teich ihre ganzen Merkwürdigkeiten verloren. Andere wollten, daß man dem Landgrafen ein Geschenk damit mache, man könne ja nicht wissen, wo man die Gunst großer Herren bedürfe? Zuletzt aber fand der

Kgl. Univ.-Bibl. Berlin

Vorſchlag, den Fiſch als Mittelpunkt des Feſteſſens bei der Einführung des neuen Bürgermeiſters aufzuheben, als edel und patriotiſch den allgemeinſten Beifall. Nur blieb noch die Frage zu erledigen, wie man das Thier bis dahin am Leben behalten wolle? „denn Ihr ſeht“, ſprachen die, welche ihn gefangen, daß er ſchon die Augen verdreht und matt wird; bis der neue Bürgermeiſter gewählt wird, können aber noch Wochen vergehen“. — „Nichts iſt leichter“, riefen Alle. „Außer dem Waſſer kann er freilich nicht leben, aber damit wir ihn jetzt eine Schelle an und werfen ihn dann in den Fluß. Iſt es Zeit, ſo herchen wir nur, ob es klingelt“! Solchem klugen Rath mußte jeder ſich fügen. Leider aber wurde der neue Bürgermeiſter nicht nur, ſondern auch alle ſeine Nachfolger erwählt und eingeführt, ohne daß der wunderbare Fiſch auf der Feſttafel geprangt hätte, und wie oft und lange man auch an dem Waſſer herchte, nie hat man den Ton der Schelle wieder vernommen.

Wen wirkliches Talent beſeelt, den ſchreckt kein Hinderniß ab und jeder mißlungene Verſuch treibt ihn nur zu neuen an. So war es bei den Bürgern und ſelbſt im Winter, wo doch die ganze Schöpfung ruht, ſchlummerte ihr Erfindungsgeiſt nicht. Es lag damals tiefer Schnee auf Dächern und Straßen und darum war es nicht zu verwundern, daß Einer auf den Gedanken kam, den Schnee, der doch im Frühling unbenutzt hinwegſchmilzt, zu etwas beſſerm zu verwenden. Ohne ſich lange zu beſinnen miethete er den Gemeindebackofen auf ein paar Tage, läßt ihn tüchtig heizen und ſoviel Schnee in denſelben werfen, als er nur faſſen konnte. Er hatte nämlich den Vorſatz, Schnee zu trocknen um Salz daraus zu machen, wollte auch die Probe gleich im Großen herſtellen. Vielleicht war etwas dabei verſehen worden, denn das Ding iſt damals im eigentlichen Sinne zu Waſſer geworden.

Ueberhaupt liebten die Bürger mehr, ihren Witz zu zeigen, als durch Ausdauer den Beweis plumpen Verſtandes zu liefern und nichts ging ihnen über einen guten Spaß. Der Zufall wollte, daß Meiſter Schweinefuß eines Tages nothwendig eines fetten Hammels bedurfte. Unter den witzigen war er aber der witzigſte, nämlich der Hammel nicht, ſondern der Metzger. Und war auch überall dafür bekannt. Dabei verſtand er ſein Handwerk vollkommen und mußte einen fetten Hammel ohne Brille von einem mageren zu unterſcheiden. Er machte ſich alſo auf den Weg und war ſo glücklich den Landwirth nebſt einem fetten Hammel, der feil war, zu Hauſe zu treffen. Erſterer war in froher Laune und ſagte: „Was gilt die Wette, wenn Ihr mir denſelben Hammel dreimal in einem Tage ablauft, Meiſter?“ „Einen Thaler“, ſagte dieſer, „und ich bin dabei.“ — Man war bald einig und der Metzger machte ſich mit dem erkauften Thiere auf den Rückweg. — „Die ſollen mir kommen“, ſprach er zu ſich ſelbſt, als er in den Wald trat, der ihn noch von der Heimath trennte, „mich hintern Licht zu führen. Da müßte ich nicht Schweinfuß heißen und aus der Stadt ſein!“ Faſt hätte er im Eifer nicht bemerkt, daß ein nagelneuer Kinderſchuh am Wege lag, den Jemand verloren haben mußte. „Der wird ſich auch ärgern“, dachte er, „wenn er nach Hauſe kommt. Wär es ein Paar, dann lohnte es ſich der Mühe ſie aufzuheben, ſo aber mag er meinetwegen liegen bleiben.“ Damit zog er weiter, war jedoch noch keine hundert Schritt gekommen, ſo lag wirklich der zweite Schuh am Boden. (Hierzu eine Abbildung.) „Das trifft ſich gut“, rief er und hob ihn raſch auf; „nun will ich zurücklaufen und den erſten holen“. Allein der Hammel ging nicht zurück und wie ſtörriſch manchmal un-

vernünftige Thiere ſind, alles Zureden half nichts. „Nun, wenns weiter nichts iſt“, lachte Schweinefuß, „ſo bleib hier. Ich binde dich an einen Buſch und du kannſt unterdeſſen ein Maul voll freſſen“. Geſagt, gethan. — Das war doch ſonderbar, daß ſich der erſte Schuh nicht wiederfand, der Metzger mochte laufen und ſuchen, ſo viel er wollte! — Als der Mann ſich weit länger über den Schuh aufgehalten und geärgert hatte, als es anfangs ſein Wille geweſen, kehrte er mißmuthig zurück zu ſeinem angebundenen Hammel. Doch hatte ſich auch der mittlerweile aus dem Staube gemacht und alles Rufen und Locken half für den Augenblick nichts. Das machte am Ende nicht viel aus. Der Wald war nicht groß und wenn das dumme Thier ſich auch verlaufen, gefunden wurde es ſicher. Das verdrießlichſte bei der Sache war, daß Meiſter Schweinefuß nothwendig heute ſeinen Hammel brauchte. — So ging er denn zum zweitenmal hin, wo er hergekommen, um ein anderes Thier auszuwählen. Der gutmüthige Landwirth lächelte und ſprach: „da iſt der ganze Hauf, nehmt Euch den beiten heraus“. Es geſchah; der Metzger zahlte und da es etwas ſpät geworden, ging es im raſchen Trabe dem Walde zu. Das Ding begann dem Meiſter den Kopf warm zu machen, wenn er an die Wette dachte und die ſonderbaren Umſtände, die ſich gerade auf dieſem Fleck ereignet hatten; da hörte er das Blöcken ſeines erſten Hammels. „Du kommſt mir eben recht“, rief er, „und damit man nicht ſagen kann, ich habe dich heut zweimal gekauft, ſollſt du mir gleich mit nach Haus, es mag koſten, was es will“. Damit ſtürmte er in den Wald hinein und vergaß ganz des Thieres, das er vor ſich hertrieb. Das ſchien auch keine beſondere Luſt zu haben, alle die Kreuz- und Querſprünge mitzumachen, die der Metzger jetzt hinter der Stimme her unternahm, und die bald hier, bald dort erſcholl. So wurde der Hammel wieder angebunden, doch bei weitem feſter als der erſte. Auf daß er nicht auch etwa entkommt, ſagte der Metzger und war bald in die Büſche. „Wenn ich wüßte, daß es Hexen gäb“, dachte Schweinefuß und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn; denn ſolch ſtundenlanges Umherſpringen in dem vertrakten Walde iſt keine Kleinigkeit. „Wenn ich alſo wüßte, daß es Hexen gäb, ſo meine ich, es müßte mich eine bezaubert haben. Alles habe ich durchſucht und doch nichts gefunden. Und jetzt hört auch noch gar das Blöcken auf. Nein, da will ich nur machen, daß ich heim komme“. Somit ſchreitet er dem Baume zu, dem er ſein Thier aufzuheben gegeben. — „Aber nein! jetzt glaube ich beinahe an Hexen“. Der zweite Hammel iſt nämlich auch fort, und da hilft kein Brummen und kein Fluchen, er muß zum drittenmal hin und es geht gerade wie früher. Als er ſich den beſten Hammel ausgewählt, zahlt er mürriſch das Geld auf den Tiſch. „Und es fehlt noch ein Thaler“, ſchmunzelt der Landwirth. „Wieſo?“ ſchnaubt Schweinefuß. — „Nun, von wegen der gewonnenen Wette“. — „Das wär fein!“ prahlt der Metzger, „mein erſter Hammel hat ſich im Walde verirrt, ich habe ihn ſelber blöcken hören, und der zweite leiſtet ihm wahrſcheinlich Geſellſchaft. Ehe es Abend wird, werde ich beide wieder eingefangen haben“. — „Mit nichten! Ihr habt den erſten, zweiten und dritten Hammel hier in dem einzigen Thier jetzt am Seil und werdet Euch nicht weigern, die bedungene Strafe zu zahlen, ſintemal mein Schäfer hier bezeugen wird, daß er auf meinen Befehl Euch die Schuhe auf den Weg warf, die Euch zum erſtenmal verführten, daß Ihr das Thier im Stiche ließet. Gebt nur den zweiten Schuh wieder her, ſonſt müßte mein Gretchen am Ende morgen barfuß zur Schule wandern. Als der Schäfer

den ersten Schub aufgehoben, wurde Euer Hammel eben so schleunig zurückgebracht und kam gerade zu rechter Zeit, daß Ihr ihn zum zweitenmal kaufen konntet. Verlangt Ihr noch weiteren Beweis?“ — „Aber das Blöcken meines Hammels? Ich irre mich in dem Punkte nie“, spricht der Metzger. „Und habt Euch doch täuschen lassen“, ruft jener; „denn was Ihr hörtet, das war wieder mein Schäfer, der nun einmal eine besondere Fertigkeit darin hat. Auch will ich versprechen, die Geschichte nicht weiter zu erzählen, so Ihr gutwillig den Thaler zahlt“. — „Wenn ichs gewiß wüßte“, sagte kleinmüthig der Metzger, „so soll mich das Geld am wenigsten ärgern. Es ist mir nur um die Ehre; die gilt mehr wie das Leben“. — Nun hat zwar der Landwirth die Geschichte nicht ausgeplaudert, doch waren noch andere Leute zugegen und dem lustigen Schäfer habe ich nie recht getraut. —

Traf es sich einst um die Zeit der Heuerndte, daß es etwas mehr regnete, als es nöthig schien und wenn die Bürger auch nicht den Regen fürchteten — sie liefen nämlich drunter weg, um nicht naß zu werden — so fürchteten sie doch für das Gras und gingen daher den Bürgermeister mit der Bitte an, dafür zu sorgen, daß sie besseres Wetter bekämen. Einem so billigen Verlangen mußte willfahrt werden, und so versammelten sich denn die weisen Herrn und beschlossen einmüthig, sie wollten es noch vierzehn Tage mit ansehen, wenn dann das schlimme Wetter nicht aufhöre, so möge es regnen, so lange der liebe Gott wolle. Und bei diesem Ausspruch ist es geblieben, trotz allen Vorstellungen derer, die sich klüger dünkten, als der ganze Rath.

Nicht immer jedoch konnte Unheil auf so kluge Weise abgewendet werden. Wer konnte z. B. dem angeschwollenen Bache wehren, die Wiesen zu überschwemmen und die Stege mit fortzureißen? Wer hätte nicht die Obrigkeit des Leichtsinns beschuldigt, die auf so zufällige Umstände hin große und theuere Brücken bauen wollte? Darum ging es scharf her unter den Mitgliedern des Rathes, als man verlangte, es sollten Stege gelegt werden, welche wirklich vor großem Wasser schützten. Zuletzt siegten doch die Besonnenen und Verständigen, und so wurden nicht große Brücken gebaut, die dem Wasser Widerstand leisteten und die Stadtkasse nur in Unkosten stürzten, sondern kleine hölzerne Stege, auf denen sichs im Sommer bei trocknem Wetter trefflich gehen ließ. Ich meine, solche Klugheit könnte auch jetzt noch mancher Gemeindeverwaltung als Muster dienen.

Allein es giebt Menschen, die an Allem mäkeln und denen selbst unser Herrgott nichts recht machen kann. Kam einmal zu solchen Einer, der verhieß ihnen gegen mäßige Bezahlung das Wetter zu machen, wie sie es nur wünschten. Heute Sonnenschein, morgen Regen, jetzt Sommer und in der nächsten Stunde eine Kälte, daß die Bäume krachten. Das war denen eben recht, und hatten längst schon nach so Einem gesucht, aber nicht gefunden. Manchmal gelingts, daß die Besseren den Sieg behalten, doch nicht immer. Man mochte einwenden, was man wollte, daß der Himmel so viele Jahre Alles zum Besten gelenkt, daß schon mancher Betrüger sie ins Verderben gestürzt. Es half Alles nichts und so beschloß man wenigstens einen Versuch zu machen. Weiter wollten auch jene nichts. Denn sie meinten, gelingt es, so soll Einer den Spaß sehen, wenn wir hier Sommer haben und drüben bei unserm Nachbar ists um Weihnachten. Oder wir heimsen mit Plaisir unser Grummet ein beim hellsten heitersten Himmel und schicken alle trüben Wolken jenen auf den Hals. Der nächste Morgen wurde demnach zur Probe bestimmt. Nun kann sich Einer die Aufregung denken und

Schlaf kam in wenig Augen; denn man ſann die ganze Nacht darauf, es dem Wettermacher recht ſauer zu machen. Ja, Einige wollten Froſt ohne Kälte, oder wollten das Heu trocken, ohne dabei zu ſchwitzen. Mit dem Frühſten verſammelte man ſich auf dem Markt und nun ſollte es Wetter geben nach Herzensluſt. Ja ein Wetter gab es wohl und ein tüchtiges, doch nicht am Himmel; da ging die Sonne in voller Majeſtät und Ruhe auf, ſondern auf Erden mitten in der Stadt. Auch nicht in der Luft und zum Segen der Saaten, ſondern auf den Köpfen und Schultern, und Beulen und Wunden gabs in Menge. Der Wettermacher ſchien am ruhigſten geſchlummert zu haben und ſchaute heiter lächelnd in den Wirrwarr vor ſeinen Augen. Wie dieſer Sommer wollte und jener Winter, der Dritte einen feuchten Regen verlangte für ſeinen Leinacker, der vierte ein paar Tage Sonnenſchein, weil der Winterraps blühe und ſo weiter. Und wie keiner dem Andern nachgab und behauptete, ſein Wunſch müſſe zuerſt erfüllt werden. Auch die Weiber kamen dazwiſchen, vergrößerten aber wie gewöhnlich nur Lärm und Zwietracht. Denn manche gab es, die nur deshalb ein Gewitter für einen halben Thaler gemacht haben wollte, weil die Nachbarin heut Wäſche trocknete oder der Mann ſich gut Wetter zu einer Landpartie beſtellt hatte. „Und ich gebe auch zwanzig Silbergroſchen“, ſchrie ſie. „Ich fünfundzwanzig!“ — „Und ich einen Thaler!“ — „Und ſo ſoll Euch ja alle Beide dieſer und jener holen“, rief der Gatte und ballte die Fäuſte. „Ja, und komme nur!“ ſchrieen die Weiber und zeigten die Nägel. Wie geſagt, man hatte an jenen Morgen alles mögliche Wetter, Hagel und Schloßen, Blitz und Donner, Hitze und Staub. Zum Glück legte ſich der Bürgermeiſter ins Mittel, gebot Stille und trennte die Streitenden. Mit wichtiger Miene trat er zum Wettermeiſter und ſagte: „Guter Freund! wie ſtehts mit der Probe, die Ihr verſprochen; ſeid Ihr noch bereit dazu?“ — „Ganz gewiß! Nur mache ich die Eine Bedingung, daß nicht nur Alle, die hier verſammelt ſind, ſondern auch die, welche etwa aus Krankheit oder Altersſchwäche zu Hauſe blieben, vollkommen einſtimmig ſind, was heute für Wetter ſein ſoll? Haben ſie ſich verſtändigt, ſo ſoll unverzüglich ihr Wunſch erfüllt werden; auch glaube ich nicht, daß ein hochweiſer Rath und geſammte Bürgerſchaft an dieſer Bedingung etwas Unbilliges finden dürfte“. — Allerdings war daran nichts auszuſetzen, aber um ſo mehr ſcheiterte die Ausführung. Hatte früher nur ein Sturm getobt, ſo erhob ſich jetzt ein wahrer Orkan und wie Meereswellen, wie toſende Brandung grellten Schimpfworte hinüber und herüber. Man kam weder an dieſem Tage noch am folgenden zu einem einhelligen Beſchluß und iſt auch bis heute nicht dazu gelangt. Darum mußte der Wettermacher abziehen ohne Probe; und giebt es immer noch Einige, denen das Wetter nicht nach ihrem Sinne iſt.

Der Frühling blieb alſo veränderlich, der Sommer warm und der Winter kalt. Ja es gab einſt eine ſolche Kälte, daß ein Handwerksburſche, der nicht viel im Leibe haben mochte, in der Nähe der Stadt erfror. Ein anderer Geſelle, der die Kälte beſſer vertragen konnte, findet den Todten und dauern ihn die ſchönen neuen Stiefeln, welche derſelbe an hat. Denkt, du willſt ſie ihm abziehen, ſie möchten ihn ſonſt noch im Tode drücken. Zieht und zieht, aber leider ſind die Stiefeln angefroren und es bleibt dem Lebenden nichts übrig, als ſie ſammt den Füßen abzuſchneiden und dann auf den Torniſter zu ſchnallen, wie es eben Handwerksſitte iſt. Kommt damit gegen Abend in das Wirthshaus der Stadt, läßt ſich was Warmes geben und hofft, daß zugleich auch die

todten Beine aus den Stiefeln aufthauen werden, damit er sie morgen anziehen kann. Kaum liegt der Gesell auf der Streu im ersten Schlaf, so entsteht ein ängstliches Rufen der Wirthin. „Hörst du nicht, Mann, wie die Kuh kalben will? und ist doch so kalt draußen im Stall, daß am Ende beide erfrieren, wenn man sie nicht in die Stube bringt". — „Das ist ja leicht geschehen", antwortet dieser. „Um den Handwerksburschen brauchen wir uns nicht zu kümmern, der wird sich freuen, wenn er Gesellschaft bekommt". — Und mit den Worten wird die Kuh in die Stube gebracht, wo sie denn auch bald von einem gesunden Kalbe genas.

Hat aber den Burschen doch nicht gefreut, sondern geärgert, und er denkt: „Wollt Ihr, daß ich mein Lager theilen soll mit einer Kuh und ihrem Kalb, so will ich Euch auch die Zeche schuldig bleiben". Ehe also der Morgen graut, hat der Gesell die neuen Stiefeln angethan und sich aus dem Staube gemacht. Aber der Wirth erhebt ein Jammergeschrei als er in die Stube kommt und den Gesellen nicht mehr findet, sondern nur die beiden todten Füße. „Das hast du nun davon", ruft er zu seiner Frau, „und eine schlimme Geschichte giebt es jedenfalls. Hat nicht die Kuh den Handwerksburschen gefressen und nichts wie die Beine übrig gelassen!" — Während die Wirthsleute noch in Angst und Sorge sind, um die Schuld von sich abzuwälzen, wird der erfrorene Geselle gefunden ohne Füße und nach der Stadt gebracht. „Siehst du", sagt die Frau, „so hats die Kuh doch nicht gethan, und der arme Mensch ist vor Kälte gestorben". „Aber wie ist er denn ohne Füße fortgegangen?" spricht der Mann. Und seit dieser Zeit halten die Städter Rath, wie der Handwerksbursche seine Beine zurücklassen konnte und doch in den Schnee lief, um daselbst seinen Tod zu finden? Aber zu einem Beschluß sind sie bis heute nicht gekommen.

An einem schönen Herbsttage jagte der Landgraf mit seinem Gefolge nahe bei der Stadt und da ihn hungerte und dürstete, so sandte er einen Boten ab mit der Nachricht, er wolle sich bei den Bürgern erquicken. Darum wurde denn in Eil gesotten und gebraten und der große Saal des Rathhauses aufs Beste hergerichtet. Auch glaubte man, es sei nöthig, daß die Rathsherrn in eigner Person die Speisen auftrügen und den Fürsten bedienten. Da nun mehrere ob solcher Ehre fürchteten, sie möchten etwas versehen, tröstete sie der Bürgermeister und sprach: „Jaget nicht, blicket nur auf mich und thut genau, so wie Ihr sehet, daß ich es mache". Das war ein Wort, wie sie es von ihrem Oberhaupte nicht anders erwarteten und verscheuchte jedes Bangen. Als daher die Gäste versammelt waren, ergriff ein jeder seine Schüssel und der liebliche Geruch von Braten und Fischen, Suppe und Gemüse, Kuchen und Backwerk drang schon in den Saal auf den sie zuschritten. Auf der Thürschwelle aber stolperte der Bürgermeister und warf die Schüssel im Fallen auf die Erde (siehe Abbildung). Der nächste hinter ihm gedachte des Gebotes, es ebenso zu machen wie der Bürgermeister, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als gleichfalls zu stolpern und die Speisen auf den Boden zu schmeißen. Der Dritte that ein Gleiches, der Vierte, Fünfte eben so, bis zum Zwölften und Letzten. Und ehe man es hätte hindern können, waren alle Schüsseln zertrümmert und die schmackhaften Gerichte boten einen für hungrige Magen so niederschlagenden Anblick, daß nur ein Herz von Stein sich hätte der Thränen enthalten können. Den armen Bürgermeister namentlich hätte beinah der Schlag gerührt und die Rathsherrn fürchteten schon, sie müßten es ihm auch hierin nachmachen.

Darum schlug sich der Landgraf ins Mittel und sprach: „Es scheint, so Herrliches ist uns nicht beschieden gewesen. Wir erkennen derob Euern guten Willen nicht minder an. Da wir aber wirklich hungrig sind und einem Waidmann auch geringe Kost genügt, so schaffet etwas Anderes herbei, was Ihr gerade habt und sollte es ein Viertel Käse sein“. — Ob solcher milden Rede erholten sich die bestürzten Bürger und eilten nach Hause, um das Gewünschte zu bringen. Nun waren aber die Käse seit jener schlechten Erndte etwas in Mißkredit gekommen, auch fürchteten sie dadurch den Spott der Nachbarn zu erregen. Denn wo sich Einer auswärts blicken ließ, da fragte man gleich, was denn ihre Käse machten, ob sie hübsch wüchsen und groß würden, und die Kühe bald zum Vorschein kämen? Darum mangelte es wirklich im Augenblick an dem Artikel, den der Landgraf wollte. Und so sehr auch alle Vorrathskammern durchsucht und der Weiber geheime Töpfe geplündert wurden, so wollte doch kein Viertel Käse zusammen kommen. Sie hatten nämlich des Fürsten Ausspruch wörtlich genommen und die Käse gemessen wie das Korn oder die Kartoffeln, von denen bekanntlich sechzehn Metzen auf ein Viertel gehen. Ob nun der Landgraf und sein Gefolge sich an den fünfzehn und einer halben Metze Käse, die man endlich doch zusammenbrachte, satt gegessen haben oder nicht, das konnten die Bürger nie genau erfahren? und ist noch jetzt mancher Streit darüber, den wir hier nicht aufs Neue anfachen wollen.

ARC
HIV